

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Rosen
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

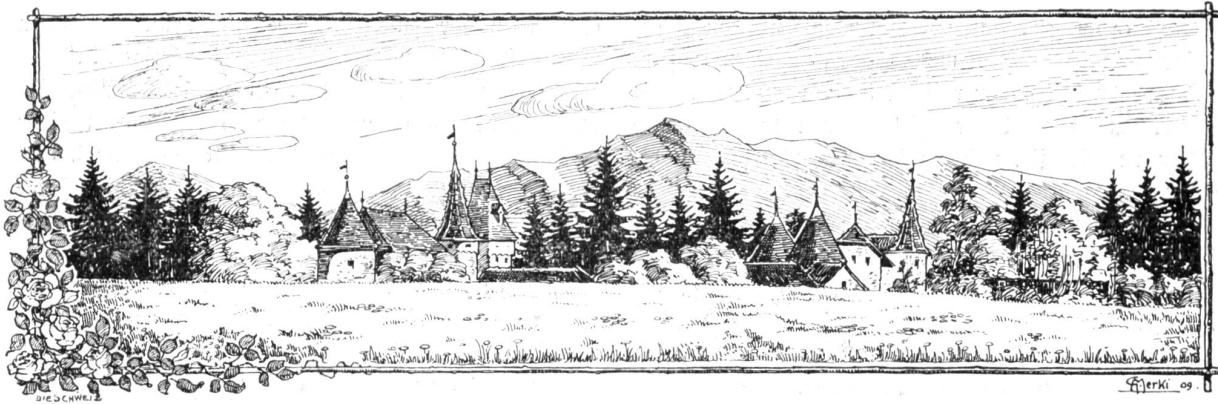
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schloß Hallwyl (von Norden gesehen).

Sommermorgen

Die Schwalben jauchzen um das Haus.
Die Sonne läßt den Lichtstrom aus,
Läuft über alle Felder.
Ein warmer Strahl langt von der Wand
Und weckt mich auf mit gold'ner Hand
Als Sonnenfeuermelder.

Hinaus, hinaus ins Morgenbad!
Die Welt ist wie die Bundeslad'
Erfüllt mit Weihrauchdüften.
Auch aller Herzen Qual und Weh,
Wie Schatten aus Gethsemane,
Verrauchen in den Lüsten.

Meinrad Lienert, Zürich.

• Rosen •

Eine Erzählung von Ernst Bahn, Gösgen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

I.

Es war wie ein Märchen. Der Park war auf drei Seiten vom Walde gesäumt. So lag er zwischen den grünen Wänden als ein verstecktes Paradies. Die Bäume standen ohne Bewegung unter dem blauen Himmel. Eine breite Stein-treppe, von hohen dunklen Buchsbaumhecken zu beiden Seiten bestanden, verband einen hochgelegenen mit einem niedrigeren Gartenteil. Die Sonne lag heiß auf ihren Stufen. Sie schimmerten gleich bleichem Marmor zwischen den schwarzen Hecken.

Rosen hatte der Park, mehr Rosen als je in einem Gute beisammen standen. Fabrikant Botmer zog die seltensten Arten; nichts bewachte er eifersüchtiger.

Im Park wurde ein Maskenfest gefeiert. Herren und Damen in Trachten des Cinquecento lustwandelten auf den Wegen.

Es war wie in einem Märchen.

Felix Sperrmann, der Musiker, stieg über die Freitreppe nieder. Je eine Dame ging zu seiner Rechten und zu seiner Linken. Sie waren aus einem Laubgang aufgetaucht und wandelten langsam, im Gespräch begriffen, zuweilen stillstehend, über die weißen Stufen. Der hoch-

gewachsene Künstler trug die schwarze Sammettracht eines Edeln. Seine Linke lag auf dem Knauf des spitzen Degens. Auch die beiden Damen gingen in schwerem schwarzen Sammetgewand. Wenn die drei schlanken Gestalten im Schreiten innehielten, zeichneten sie sich statuhaft, wie mit Meißeln aus dem Stein selbst gerissen, wider die glänzende Treppe. Die schmalen feinen Gesichter Margarete und Trude Botmers waren horchend und mit einem Ausdruck von Verehrung zu dem stärkeren und dunkleren Antlitz Sperrmanns erhoben.

„Geht es nicht wie stumme Musik durch den Garten?“ fragte der Künstler. „Dieses Sonnenfeuer löst Stimmen aus den Kronen der Bäume und den Kelchen der Blumen. Sie stehen auf der Höhe ihres Tages. Die Bäume stroßen von Kraft des Wachstums, und die Blumen haben ihre höchste Schönheit erreicht. Nun klingen die Zweige und singen die Blüten vor Wonne. Hören Sie nicht, Margarete? Alltagsmenschen sind selbst zu laut, als daß sie die leisen Töne vernähmen. Sie aber...“

„Ich höre, daß Sie Märchen erzählen, Professor,“ antwortete Margarete. „Und Sie erzählen so gut, daß man sie glauben muß.“

Ihre großen, klaren braunen Augen schauten geradeaus in die Sperrmanns. Sie hatten einen ernsten, vertrauensvollen und verborgene innigen Ausdruck. Als Sperrmann den Blick aushielte, sanken lange schwarze Wimpern über sie, und ein schwaches Rot stieg in die Wangen.

„Ich aber höre das, von dem Sie sprechen,“ flüsterte Trude hastig, mit einer noch kindischen Begeisterung und Leidenschaft. Sie war noch sehr jung, obwohl sie zur Höhe eines schlanken Baumes aufgeschossen war. Die Schultern und Hüften waren schmal. Eine Zartheit ohnegleichen war an ihrer Erscheinung. Sie trug das Haar, da es sich so zum Gewande fügte, offen. Es hatte eine seltene Kupferfarbe und lag wie ein zur Höhe fressendes Feuer auf ihrem Rücken.

Professor Sperrmann sah mit einigem Staunen in ihre heißen Züge. Er war an Bewunderung gewohnt; aber so unverhüllt fand er sie selten. Ein häßlicher Gedanke kam ihm, ein höhnischer Hochmut: Keine Frau, die er nicht gewann! Der Gedanke kam und ging. Eine Kirche, die er nahe dem Munde ins Kinn gerissen, glättete sich wieder. Dann hatte Sperrmanns Gesicht den alten Ausdruck entschlossenen Ernstes. Er wendete sich an Trude: „Sie haben mir noch gar nicht erzählt, seit wann Sie wieder zu Hause sind!“

„Nur seit acht Tagen,“ gab sie zurück. Sie war vor kurzem erst aus einem Pensionate heimgekehrt. Während die drei die Treppe hinter sich ließen und in eine Pergola einbogen, erzählte sie weiter von Schuljahren und Vergangenheit. „Dennoch habe ich Sie wieder erkannt,“ schloß sie zu Sperrmann gewendet.

„Sie waren zehn Jahre alt, als ich Sie zuletzt sah,“ entgegnete er. „Ich — hatte mich eben verheiratet . . .“

„Bedeutende Menschen vergibt man nicht mehr,“ gab sie zurück. Ihre leidenschaftliche Verehrung für den an ihrer Seite Gehenden brach aus jedem Worte.

Die ältere Schwester betrachtete sie prüfend. Um die Nüstern ihrer geraden weißen Nase flog ein witterndes Bittern: „Auch die?“

Sie wandelten weiter. Zuweilen drang fernes Stimmengeräusch zu ihnen. Die Hauptzahl der Festteilnehmer hatte sich um einen Pavillon des Gartens gelagert. Sobald die Stimmen ihnen zeigten, daß sie sich dieser Stelle näherten, schlügen die drei wie auf Verabredung einen Weg ein, der sie wieder hinwegführte. Sperrmann führte die Unterhaltung. Er sprach mit einer leisen Dämpfung in der Stimme. Der Künstler in ihm war erregt. Der strahlende Tag, das Eigenartige des Festes, die eigene phantastische und die Gewandung der andern, die Gesellschaft der beiden schönen Frauen versetzten ihn in eine fremde und frohe Stimmung. „Tage wie diesen,“ sagte er, „erleben wir selten. Sie sind voll

einer tiefen Harmonie. Wünsche schlafen ein. Schmerzen werden still. Wenn ich jetzt — meine Geige . . .“

Trude unterbrach ihn. „Heute abend müssen Sie uns spielen. Wenn der Mond auf ist. An irgend einer verborgenen Stelle des Gartens.“ Sie begeisterte sich an ihrem eigenen Vorschlag und klatschte leise in die Hände. „Am Nixenteich müssen Sie spielen, Professor,“ sagte sie dann.

„Warum nicht?“ gab er zurück. „Ich kenne die Stelle. Sorgen Sie dafür, daß nicht zuviel Menschen uns folgen. Ich möchte — für Sie beide allein spielen.“

Er sah Margarete an, als er das sagte. Sie war vor einer schwarzroten Rose stehen geblieben, und ihre weiße kräftige Hand strich über die sammetenen Blätter der Blume. Er griff nach dieser Hand, flüchtig nur, wie um die Rose selbst besser betrachten zu können. Da erhob sie den Blick abermals zum seinen. Es war ein stummes Einverständnis zwischen beiden.

In diesem Augenblick kamen Schritte aus einer Richtung, die derjenigen des Festplatzes entgegengesetzt war. Die drei achteten ihrer nicht.

„Ich sah selten ein so dunkles Rot,“ sagte Sperrmann von der Rose, vor der sie standen. Die Sonne fiel voll auf seine starken blässen Züge mit dem spitzen schwarzen Bart und den dichten Brauen.

„Ich würde sie für Sie brechen,“ sagte Margarete; „aber Sie wissen, Vater will, daß seine Rosen am Stammem verblühen.“

„Ich übernehme die Verantwortung,“ mischte sich Trude ein und bog die Rose am Stengel. Es war, als ob sie meinte: So breche ich sie für dich!

Aber Sperrmann fiel ihr in den Arm. „Lassen Sie, Kind! Als Gast verbindet mich das Verbot Ihres Vaters doppelt!“

Die Hapt, mit welcher er die Hand hob, warf eine Strähne seines weichen Haars in die Stirne. „Die Rosen, die man nicht brechen darf, haben eine große Schönheit,“ fügte er in eigentlich schwerem Ton hinzu.

Indessen näherten sich jene Schritte. Sie waren fest, schwerfällig. Der Kies knirschte lange unter einem schweren Fuß. Sperrmann und die Mädchen blickten auf. Eine große, stattliche Frau mit weißem Haar trat auf sie zu. Sie kam aus einem Seitenwege, der mit Bäumen dicht bestanden war. So hatten die vier einander nicht sehen können, bis sie auf einander trafen. Die Frau ging in farbigem auffallendem Kleide mit weit aufstehendem Spitzkragen, einer Tracht ähnlich derjenigen, welche die Mädchen trugen. Sie schien in Sinnen und allein gegangen zu sein; denn sie schaute zusammen, als sie auf die Gruppe der andern stieß. Dann verzog sich etwas in ihrem Gesicht wie in Misbehagen. Sie schien es zu fühlen und wehrte sich um-

sonst dagegen. Sie errötete und lächelte mit Überwindung. „Ach, hier bist du ja!“ sagte sie zu Sperrmann.

„Sie sind ganz allein, gnädige Frau?“ fragte Margarete. Ihre Haltung hatte eine überlegene, die Lage beherrschende Ruhe.

„Ich bin viel und gern allein,“ entgegnete Frau Sperrmann. Ihre vollen Lippen zitterten ein wenig. Aber sie war jetzt ganz Freundlichkeit. Breit und plump stand sie da. Ihr volles Gesicht hatte Runzeln; aber es war nicht unökön: merkwürdig, fast herausfordernd leuchtende blaue Augen standen darin.

Der Professor stellte Trude Botmer vor.

Die Frauen verneigten sich schweigend. Dann aber begann die Professorin eifrig zu sprechen, nach Art redseliger Frauen, die andern die Mühe der Unterhaltung ersparen. Trude würde kaum geantwortet haben, auch wenn jene ihr Zeit gelassen hätte. Sie musterte mit heimlichem Staunen die Erscheinung ihres Gegenübers.

Der Professor bemerkte es. „Wir müssen wohl zu den andern zurück,“ sagte er ungeduldig.

Margarete entschuldigte sich. „Ich will noch nach der Wiese hinüber, wo nachher das Festspiel . . .“

Sie stand gelassen und hoch im Laubengang, ihr dunkelbraunes Haar glänzte.

Trude machte Miene, sie zu begleiten.

Frau Sperrmann legte mit zögernder Linksläufigkeit den Arm in den ihres Mannes.

„Auf Wiedersehen,“ sagte der Professor. Er führte die Frau mit stummer Höflichkeit, als sie nun gingen.

Die Schwestern verweilten noch. Trude sah dem Paare verstoßen nach. Die schlanke Gestalt des Musikers erschien zierlich und vornehm neben der seiner Begleiterin. Sein Gang war ruhig und fest. Der der Frau hatte etwas Schiebendes und Wackelndes.

„Herrgott, wie kommen die zusammen!“ stieß Trude heraus.

„Das Leben hat Launen,“ sprach Margarete vor sich hin. Sie blickte dabei in verlorene Ferne.

„Das kann nicht dauern! Zwei so ungleiche Menschen!“ fuhr die andere auf.

Margarete schien mit ihren Gedanken noch immer weit fort zu sein; aber sie erzählte in gleichmütigem Ton: „Du weißt, daß Sperrmann aus armen Verhältnissen stammt. Der Weg zur Höhe ist schwer. Seine Frau hat ihm die Mittel zu seiner Ausbildung verschafft.“

„Das heißt, er hat sich verkauft?“

„Er war damals jung, dachte nur an seine Kunst, die zu verkümmern drohte. Wer verlebt seine Jugend, ohne sich einer Unbesonnenheit schuldig zu machen?“

„Gut! Gut! Alles läßt ich gelten; allein, warum macht er sich nicht frei? Ist er vielleicht glücklich?“ Der Hohn, den sie in die Frage legte, gab die Antwort.

„In manchen Fällen ist die Dankbarkeit eine feste Kette,“ sagte Margarete ein wenig mühsam.

Trude warf einen eigentümlichen Blick auf die Schwestern. „Du scheinst mit des Professors Verhältnissen sehr vertraut,“ sagte sie.

„Du weißt, ich war jahrelang seine Schülerin,“ entgegnete diese. Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Vielleicht ahnte er nicht, daß sein Weg einmal so hoch führen würde.“

„Unsere ganze Schule war närrisch nach ihm, als wir ihn letztes Jahr spielen hörten,“ bemerkte die heiße Jüngere wieder.

Margarete hörte nur halb. „Alles reißt sich um ihn,“ erzählte sie in ihrer zerstreuten Weise weiter. „Seine Honorare grenzen ans Fabelhafte!“

„Und — die Frauen . . .“ Trude stockte.

Ein Schatten ging über Margaretes Gesicht. „Was meinst du?“ fragte sie hastig.

„Die Frauen verwöhnen ihn!“

„Gewiß,“ gab die andere leise zu.

„Ich begreife es. Er ist ein seltener Mensch.“

In ihrer Erregung, die halb Zorn, halb jugendliche Ungezähmtheit war, tat Trude ein paar Schritte vorwärts und stand wieder vor der Rose, die sie vorher betrachtet hatten. Mit der Heftigkeit eines unartigen Kindes brach sie die prachtvolle Blüte und zerstörte sie in nervös zitternden Fingern.

Margarete schaute zu. Sie sagte nicht und ihr Gesicht verriet nicht, was sie dachte.

„Komm!“ gebot sie dann.

Sie entfernten sich durch den schattigen Weg, auf dem Frau Sperrmann gekommen war. Ihre schweren Gewände streiften den Kies. Ein wundersames Ebenmaß war an den dahinwandelnden Gestalten.

II.

Felix Sperrmann stand auf der Terrasse des Herrenhauses. Er hatte sich in einen zu seinem Gewande passenden schwarzen Mantel gehüllt und sah in die Dämmerung hinaus. In einem hinter ihm liegenden Saale wurde getanzt, in einem andern getafelt. Er selbst liebte weder das eine noch das andere; die Freunde nannten ihn launisch und gaben seiner Ehe daran schuld.

Die Sonne war untergegangen. Die geheimnisvolle Stunde zwischen Tag und Nacht, in welcher Schatten ums Haus zu schleichen scheinen und der Vergangenheit Schatten den Menschen lebendig werden, ging zu Ende.

Sperrmann konnte von der hochgelegenen Terrasse das weite flache Land übersehen. Im Westen stand am Himmel ein silbergraues Licht, der letzte Widerschein des versunkenen Tages. Aus dieser ruhigen letzten Tagesheiterkeit brachen einzelne kleine heiße Flammen — Sterne. Sie hatten etwas Lockendes, und es war, als



Schloss Hallwyl (von Nordwesten). Nach Kohlenzeichnung von Gottlieb Merk, Männedorf.

husche weit draußen im Lande zuweilen eine Gestalt vorüber, die winkte.

Felix Sperrmann war kein Träumer; er erfaßte die Wirklichkeit mit scharfem Blick und packte sein Schicksal mit starken Händen an. Aber an diesem Abend — —

Es dunkelte immer mehr. Die Alleen und kleinen Wälder des Parkes verschwammen zu schwarzen Schattenbildern. Sperrmann dachte daran, daß er morgen diese Bäume und Wege nicht mehr sehen, sondern frühzeitig irgendwo in jene verschwindende Weite hinausfahren würde. Der Gedanke marterte ihn. Dieses Haus, in dem er oft zu Gast gewesen, war ihm lieb. Aber — selbstverständlich — morgen ging es weiter. Er griff an sein Sammtwams. Dort stand die Depesche, die er vorhin beim Mahle erhalten hatte. Ein glänzendes Angebot! Natürlich! Warum nicht? Das kam so, eins ums andere, und er nahm es an. Manchmal empfand er eine Art Lähm aufflackernden Interesses, wenn er sich zurechtlegte, wie sein Bankguthaben fabelhaft rasch wuchs. Hei, das hatte sich geändert seit den Zeiten, da er in der dumpfen niedern Stube seines Vaters, des Eisendrehers, gesessen! Seine Berechnung war richtig gewesen, als er Frau Mathilde, die Witwe geheiratet hatte. Vielleicht richtig! Sie war ins Haus seiner Mutter gekommen, die für sie wusch, hatte ihn gesehen, ihm augenblicklich Anteil gezeigt, ihm aufgeholfen, daß er Unterricht nehmen, ein Konservatorium besuchen konnte. Alles hatte sich glatt ineinander gefügt. Er hatte sich schieben lassen, gedankenlos, nur von seiner Kunst eingenommen. Auch — in die Heirat mit der alten Frau hatte er sich schieben lassen! Aber —

es war richtig gewesen, hm, vielleicht richtig! Was? Was war das für ein Gedanke? Er war so — groß geworden, daß seine Kunst ihm auch allein die Wege geöffnet haben würde?

Geschick!

Sperrmanns Faust griff an den Degen. In diesem Augenblick erschien ihm die Bekleidung, in der er ging, lächerlich. Er riß die Waffe aus der Scheide. Sie war scharf und spitz, eine feine Klinge, keine Theaterwaffe; vielleicht hatte sie vor Jahrhunderten einst im Ernst gedient. Er umspannte den Knauf so krampfhaft, daß ihn die Finger schmerzten, es war ihm, als müßte er einen Gegner finden. Ein wilder und doch weher Zorn hatte ihn erfaßt. Aber die Erregung flautete ab, wie sie gekommen war. Bah, wenn einer schuld hatte, war er es selbst! Die Frau schon gar nicht, die rechtschaffene, in ihrer Bärlichkeit ein wenig abgeschmackte — wider, ja, widerwärtige!

Langsam brachte Sperrmann den Degen in die Scheide zurück. Die Kehle war ihm verschürt. Es war, als hingen ihm schwere rasselnde Ketten an. An den Handgelenken, an den Füßen, am — am Halse.

Plötzlich verzog er den Mund. Haha, genoß er das Leben nicht? Er brauchte nichts dazu zu tun. Man vergötterte ihn, wo er hinkam.

Sperrmann war der Sohn ungebildeter Eltern. Was er an feinen Umgangsformen, an innerer und äußerer Bildung gewonnen hatte, stammte aus späterer Zeit. In diesem Augenblick regte sich in ihm eine Art Rohheit des Herzens, wie sie vielleicht dem Knaben und

Jüngling eigen gewesen. Eine sinnliche Freude an allem, was er erreicht, an dem Ruhm, den Ehren, dem Reichtum, an — an seinem Glück bei den Frauen erfüllte ihn. Jetzt sah er Trude Botmer vor sich. Ihr schmales weißes Gesicht mit dem kupfern leuchtenden Haar und den leidenschaftlichen Augen. Viel Jugend und Schönheit fiel ihm zu! Er brauchte nur zuzugreifen!

Der häßliche Zug in Sperrmanns Gesicht vertiefe sich. Dann — ebenso rasch — begann er sich zu glätten, verschwand endlich ganz. Des Künstlers Gedanken fielen auf Margarete. Da war es seltsam — alles Unsöhne brach von ihm ab. Die Schläcken der Jugend waren weggeschlagen. Eine Welle hob sich in seiner Seele. Es war die Wallung, die ihn groß gemacht, die Freude an allem Hohen, Reinen, die aus dem ungebildeten Arbeitersohne einen auch innerlich vornehmen Mann und Künstler hatten werden lassen.

Felix Sperrmanns Herz schlug.

Auf der Terrasse war es völlig dunkel geworden. Die fernen Sterne hatten größern Glanz gewonnen. Unzählige andere hatten sich ihnen gesellt, und neue brachen noch immer auf, als erschlossen sich leuchtende Blüten aus einem dunkeln Garten. Sperrmann dachte an seine Geige. Sie war ihm Stimme für alles mächtige innere Empfinden. Er wendete sich und stand im Begriffe, sie zu holen. Er erinnerte sich kaum mehr der Verabredung mit den Schwestern und wäre allein irgendwo in den nächtigen Garten hinabgeglitten. Da öffnete sich die Tür des Tanzsaales, und Trude Botmer trat heraus.

„Da sind Sie ja, Professor!“ sagte sie. „Ich suche Sie überall. Haben Sie Ihr Versprechen vergessen?“

„Ich stehe zu Diensten,“ antwortete Sperrmann; „ich war eben im Begriff, mein Instrument zu holen.“

„Es ist besorgt,“ sagte Trude. „Unten vor dem Hause warten Margarete und die Diener.“

Sperrmann tat ein paar Schritte über die Terrasse hin. „Aber wird man Sie nicht vermissen?“ fragte er. „Die Töchter des Hauses sollten beim Tanze nicht fehlen!“

„Wir haben einen Gang durch den Garten vorgeschlagen. Die andern wissen, daß Sie am Rixenteich spielen werden.“

Nun gingen sie. Sperrmann dachte kaum an das, was er tat. Eine eigenartige Traumstimmung überfiel ihn, während er über eine nahe Treppe nach dem Garten

stieg. Hinter sich hörte er das Rauschen von Trudes Schleppen.

Als die beiden um eine Ecke des Hauses bogen, blendete sie ein rotes flackerndes Feuer. Zwei Diener in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, schwarz, düster, warteten mit Windlichtern auf sie. Aus dem Schatten des Hauses trat Margarete. Ihre Erscheinung tauchte mit langsamem, gemessenen Bewegungen aus der Nacht in die Helligkeit. Eine wundervolle Ruhe und Harmonie des Wesens und der äußern Gestalt war an ihr. Sie hob die Hand und reichte sie Sperrmann. „Ich freue mich,“ sagte sie einfach.

Dann folgten sie den voranleuchtenden Dienern.

Es war eine wundersame Wanderung. Anfänglich schauten sie sich manchmal um. Es tönten Stimmen in ihren Rücken, und sie nahmen an, daß andere Gäste ihnen folgten. Allein die Stimmen verhallten. Nun war nur noch das Knirschen des Kieses, das Geräusch der schwie-



Schloss Hallwyl (von Osten). Nach Kohlezeichnung von Gottlieb Merkli, Männedorf.

reren Tritte der Diener und das fast unhörbare Schreien der drei, die nebeneinander gingen. Der rote Schein der Lichter zuckte ihnen voran. Seltsam, gleich roten Lanzen stach er in die Büsche zu beiden Seiten ihres Weges und riß im Aufleuchten Formen und Farben aus der Dunkelheit, zeigte auch das fahle Grau des schmalen Pfades. Das Seltsamste auf ihrer Wanderung waren die Sterne am Himmel und die Rosen im Garten. Der Reichtum und die Menge dieser letztern fiel jetzt fast mehr auf wie am Tage. Die Sterne waren unruhig; ihr Licht schien zu schwanken und zu sinken, als ob kleine Goldquellen am Himmel lebendig wären. Die Rosen an den Stöcken und in den Büschen waren nur sichtbar, solange der Schein der Windlichter auf sie fiel. Infolgedessen aber hatten die Dahinschreitenden den Eindruck, als ob jene ähnlich den Sternen eine nach der andern aus der Nacht aufbrächen. Immer wieder fiel das Auge auf neue, jetzt auf eine gelbe, jetzt auf eine jener schwarzen Samtenen und jetzt auf eine weiße Blüte. Von den weißen waren einige wie Wunder anzusehen, wie ein Häuflein Schnee, das tief in den Sommer hinein im Baume geblieben, und wieder wie aufquellender, seidiger Schaum, von dem man jeden Augenblick glaubte, daß er in Flocken auf den Boden sinken müßte.

„Sehen Sie die Rosen!“ sagte Sperrmann. Er sprach mit gedämpfter Stimme, und niemand gab Antwort. Es war keine Nacht zum Reden.

Ihr Weg stieg ein wenig an. Ein Wälzchen nahm sie auf. Seltene Nadelbäume hielten ihre Wipfel über ihnen so nahe zusammen, daß sie unter einem Dache gingen. Als sie aber eine Stelle erreichten, wo Ausblick war, stieg über fernen Hügeln eben der Mond empor.

„Noch eine Rose,“ sagte Margarete. Der Mond schwamm gleich einer Teichblume im Himmel. Sein Schein lag auf den Gesichtern der drei und drang in das Wälzchen. Die Marmorfigur einer Nixe schimmerte zwischen den Stämmen und ein stiller schwarzer Weiher, über den nun das Mondlicht glitt.

Niemand war den Wandernden gefolgt.

Sperrmann nahm von einem der Diener die Geige, und sie traten zum Teiche hinüber. Ein kleiner Tempel stand am jenseitigen Ufer. Zu dem begab sich der Geiger und setzte sich auf die Stufen. Der Mond beleuchtete die Stelle. Er machte das weiche Schwarz an Sperrmanns Sammetgewand glänzen und ließ die starken Hände sich weiß davon abheben, von denen die eine den Geigenhals umspannte, die andere den Bogen zu führen begann.

Jetzt sang das Instrument.

Die Schwestern waren im Dunkeln stehen geblieben, die Diener hatten sich auf ihren Wink entfernt. Die Geigentöne schwebten über dem Teich. Aber man vergaß,

dß sie einem Instrument und einer Menschenhand entquollen. Es war, wie Sperrmann am Mittag, als sie im Garten waren, gesagt hatte: als ob die Bäume und Blumen sägten. Die ernsthaften hohen Stämme, die das Wasser umstanden, schienen eine leise Melodie zu summern; jetzt kam eine andere aus den Liesen des Gartens, als ob die Rosen Stimme gewonnen, es klangen Töne wie aus den Sternen, und unendlich ferne her schien der Hauch eines Liedes geweht zu werden, von dort her, wo der Mond höher und höher glitt.

„Haben Sie Gewalt über die Natur?“ stieß Trude Botmer heraus.

Sperrmann hatte den Bogen gesenkt und sah vor sich nieder auf die Tempelstufe. Als das Mädchen sprach, hob er das Gesicht. Er hätte erschrecken können, so plötzlich und lautlos hatte jene den Teich umschritten und war neben ihn getreten. Sie war ein verzogenes Kind, ein wenig überspannt, gewohnt, ihren Willen zu haben. Wieder war ihr ganzes Wesen von Begeisterung heiß. „Ich möchte Ihnen durch die ganze Welt nachziehen, um Sie immer zu hören,“ stieß sie heraus.

Sperrmann überließ es sonderbar. Aber er erhob sich und legte seine Hand auf die Trudes. „Sie machen mich,“ scherzte er, „zu einer Art Pfeifer von Hameln, dem, wenn er spielt, die Kinder in den Berg folgten!“

Sie errötete. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Verwirrt und betreten wendete sie sich ab.

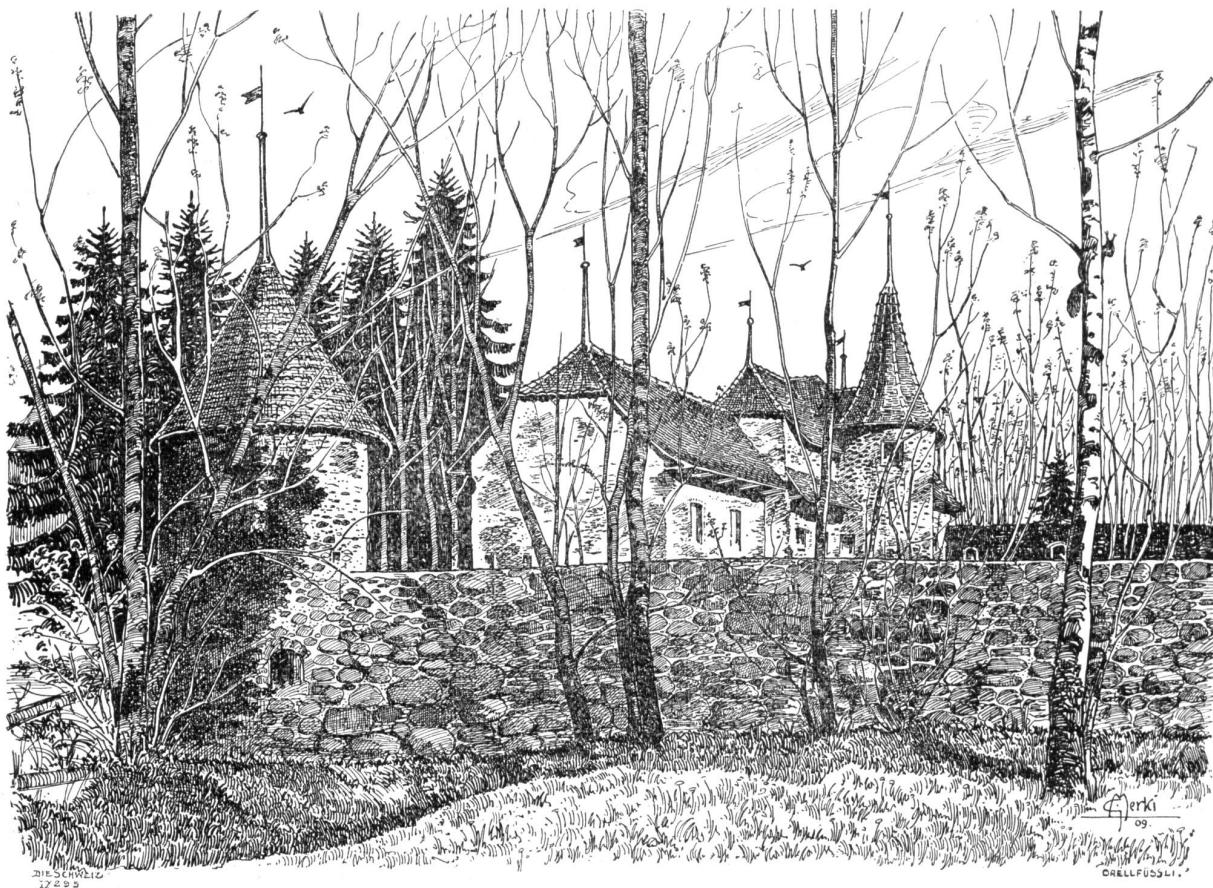
„Wo ist Ihre Schwester geblieben?“ fragte Sperrmann, umging den Teich und meinte, daß sie ihm folge. Aber sie blieb noch tief verwirrt und mit gesenktem Kopfe stehen.

Sperrmann fand Margarete an den schlanken Stamm einer Fichte gelehnt, die dem Mond ihre Gestalt verbarg.

„Wo bleiben Sie?“ fragte er in ruhigem ernsthaften Ton.

„Es war schön,“ gab diese zurück. „Ich hätte noch lange zuhören können.“ Ihr Atem schien beengt; aber es lag eine große Ausgeglichenheit des Charakters in ihrer festen Stimme und der Art, wie sie den Blick auf ihn richtete. Sie trat aus dem Schatten des Baumes. Nun lag der Mondchein über ihnen beiden. Es war Sperrmann, als ginge eine Kühle von dem weißen Schimmer aus. Die Stirn war ihm frei; klare, scharfe Gedanken sprangen ihm auf: Wenn er jetzt — nicht Fesseln trüge! Margarete — gehörte längst ihm! Seit sie seine Schülerin war! Sie hatten es sich nie gesagt und wußten es doch! Nur — tändeln konnte er nicht, mit dieser nicht!

„Lassen Sie uns noch einmal an jene Richtung treten!“ bat er.



Schloss Hallwyl (von Westen). Nach Federzeichnung von Gottlieb Merki, Männedorf.

Sie schritten Seite an Seite nach der Lücke im Buschwerk, von der aus sie den Nachthimmel und den Mond sahen. Ihre Herzen pochten. Jedes wußte es vom andern.

Blätter rauschten zu ihren Seiten. Der Mond stand hoch und hell. Im Garten unten konnten sie ganz deutlich weiße Rosen auf dunklen Bäumchen stehen sehen.

„Morgen also reise ich wieder,“ sagte Sperrmann.

Margarete sah auf. Nun lag etwas wie Weinen in ihrem Blick. Auch schien ein Bittern um ihren Mund zu fliegen. Aber sie sagte nichts.

„Ich werde lange nicht mehr kommen,“ fuhr der andere dumpfer und stiller fort.

Da senkte sie das Gesicht. Sie hatte kein Wort, ihn umzustimmen, fügte sich mit verhaltener Trauer in das, was er beschloß.

In diesem Augenblick packte beide ein fürchterliches Verlangen, sich die Hände zu reichen — den — Mund. Aber es hielt sie etwas zurück — jetzt noch — immer

noch! Sperrmann wies in den Garten hinab. „Sehen Sie die Rosen?“ sagte er mühsam und fügte mit eigener Betonung hinzu: „Die man nicht brechen darf...“

Er dachte an die junge, drängende Leidenschaft Trudes und dachte ernsthaft, mit einem feierlichen Schmerze an — Margarete.

Sie konnte nicht sprechen, trat nur zu ihm und legte den Kopf an seine Schulter. Da küßte er sie. Leise nur. Auf die Stirn.

Die Blätter raschelten. Die Nacht lag gleich einer weiten gastlichen Halle vor ihnen aufgetan. So lag einen Augenblick eine Zukunft vor ihnen: Tretet ein!

Aber rote Pfeile zuckten durch das Gebüsch. Die Diener kamen mit den Lichtern zurück. Auch Trudes Schritte wurden hörbar.

„Margarete,“ flüsterte Felix Sperrmann.

Sie streifte zum Abschied seine Hand mit der ihren. Da hatten die andern sie schon erreicht. Kurz darnach durchschritten sie den Garten, wie sie gekommen. Rose um Rose sahen sie am Strauche stehen.

